

# In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 276

Posen, den 30. November 1929

3. Jahrg

## Karl der Große

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

URHEBER-RECHTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

(10. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Schwupp! Der Hörer flog mit elegantem Schwung auf die Gabel.

Bolle rieb sich die Hände und schmunzelte. Ihm war jetzt nicht mehr bange. Er würde sich auch durchsetzen, wenn Minna da war.

„Schrippe!“

Sein Vertrauter trat schmunzelnd ein.

„Und, Aujust?“

„Ich hab ihr keen Jeld geschickt!“ sagte Bolle triumphierend. „Sie soll ihre Brillanten uff's Leihhaus in St. Moritz verlegen.“

„Is jut so, Aujust! Aber wenn sie dann man kommt?“

„Ich hab keene Bange, Schrippe. Sollst mal sehen, jetzt zwing ich's. Un' weil ich heute so juter Laune bin, da will ich für den Betrieb een Faß Bier jeben. Drüben beim Stuardt im Lämmchen.“

„Wird besorgt, Aujust!“

Nach einer halben Stunde empfing Bolle seine beiden Töchter Dina und Evelynne.

Sie waren ganz sachte und baten flehentlich, daß der Vater sie nicht sitzen lasse.

Bolle redete vernünftig mit ihnen und gab jeder dann zweihundert Mark, aber er blieb dabei, daß er künftig nur fünfhundert Mark monatlich hergebe.

„Ich würde mich schämen, wenn ich mich von meinem Schwiegervater erhalten lassen sollte!“ sagte er, und die beiden jungen Frauen empfanden die bittere Wahrheit des Wortes.

„Deinem Boger kannst du sagen, daß ich ihn nicht mehr zu sehen wünsche, Evelynne.“

„Du hast ihn so gereizt, Papa. Er bereut sehr, daß er so verb geworden ist.“

„Das nützt mir nichts. Wenn er sich entschließen könnte, zu arbeiten, dann wär ich zufrieden. Wann wird denn dein Mann endlich ein Engagement annehmen, Dina?“

„Ich weiß nicht, Papa. Er . . . hat noch nicht das gefunden, was er sucht. Vielleicht mit Beginn der neuen Saison.“

Plötzlich kam Bolle ein Gedanke.

„Hört mal, Mädels. Ihr habt doch eure Männer geheiratet, weil ihr verlobt in sie wart.“

Sie nickten.

„Ich war kein Rabenvater. Ich habe — zwar nicht gern — aber ich habe nachgegeben. Nun habe ich aber schon oft gedacht, daß euch die beiden nur geheiratet haben, weil ihr ein paar harte Taler habt. Ist euch das noch nicht in den Sinn gekommen?“

Energisch schüttelten beide den Kopf.

„Ich möchte euch nur wünschen, daß ich mich irrel!“ sagte Bolle ernst. Er sprach zuweilen ein absolut reines Hochdeutsch. „Aber . . . ich möchte das so gerne einmal herauskriegen. Möchtet ihr das nicht auch?“

Die beiden jungen Frauen sahen sich an.

Dann nickten sie beide gleichzeitig, und Dina sagte: „Wenn ich erfahren müßte, daß mich mein Mann nicht aus Liebe geheiratet hat, dann . . . dann ließe ich ihn ohne weiteres laufen.“

Bolle nickte.

„Also gut! Mädels, wir wollen das häßliche Erlebnis

von vorgestern vergessen. Ich dent immer, ihr seid erst durch eure Männer so geworden. Jetzt wollen wir sie einmal erproben. Einverstanden?“

Sie waren einverstanden.

„Also hört! Ihr erklärt euren Männern, daß ich mich weigere, künftig noch eine Unterstützung zu zahlen, daß sie von jetzt ab die Sorge für das Geld übernehmen müßten. Dann wollen wir einmal sehen, was sie tun.“

Die beiden Frauen sahen sich an.

Dann schüttelten sie den Kopf. Dieser Vorschlag war ihnen unjympatisch.

Dina bat: „Papa, warte damit noch einige Monate. Du weißt, jetzt ist keine Saison. Da kriegt Martin kein Engagement, selbst wenn er sich noch so bemüht. Aber im September, da . . . ja, da laß es uns tun.“

Bolle war einverstanden.

Als seine Töchter fort waren, kam Manfred zu ihm

„Was ist mit Steinicke?“ fragte er.

„Rausgeschmissen!“ entgegnete Bolle kurz.

„Warum?“

„Geklaut!“

Manfred wurde blaß bei diesen Worten.

„Das ist doch Unsinn!“

„Stimmt genau! Der saubere Herr hatte mit dem Bthändler Wagner ein Abkommen getroffen, daß er acht Prozent vom Umsatz erhielt.“

Manfred wurde sehr blaß, als er aus des Vaters Munde alles Nähere hörte. Eilig verabchiedete er sich wieder. Es war ihm nicht sehr wohl zumute, denn er hatte gestern dreitausend Mark im Poker verloren und einen Wechselkreditt in Höhe von achttausend Mark aufgenommen.

Der Trainer Smith war in Berlin, um beim Unionklub noch einige Nennungen seiner Pflegebefohlenen für verschiedene Rennen abzugeben.

Er traf den stellungslosen Jockei Paul Warner, der früher für ihn geritten war, und sie suchten eine der Sportlerkneipen auf, an denen Berlin reich ist.

„Hast du auf Karl den Großen Geld gehabt?“ fragte ihn Warner im Laufe des Gesprächs.

„Nicht 'nen Groschen!“ sagte Smith. „Wer konnte ahnen, daß der Hengst gewinnt! Hat dauernd nichts gezeigt.“

„Aber in der Arbeit war er immer gut. Ich hatte ihn beobachtet, Smith. Der kleine Wundermann versteht sich gut mit ihm. Weißt du, wie er den Hengst zum Laufen bringt?“

„No! Wie?“

„Ich hab's während des Rennens beobachtet. Er ließ ihm ständig den Kopf frei und traute ihn ab und zu in der Wähne. Darauf reagiert der Hengst.“

Der Trainer nickte. „Möglich ist's, daß das sein Geheimnis ist. Jedenfalls ein Teufelsjunge, der kleine Wundermann. Ich denke, er ist verrückt geworden, wie er ihn um die scharfe Ecke prescht. Der Hengst ist trotz seiner Größe ungeheuer wendig.“

„Stimmt! Wie heißt der neue Besitzer?“

„August Bolle. Reicher Junge, aber laudumm! Versteht nichts von Pferden. Was denkst du, wenn ich ihn jetzt anrufe und ihn frage, ob ich Karl den Großen für den großen Preis von Berlin mit nennen soll? Dann sagt er ja.“

„Das bezweifle ich. Er wird wissen, daß der Schinder unter der ersten Klasse nichts zu suchen hat.“

Billy Smith aber, der schon eine Serie Cognats im Leibe hatte, stand auf und schritt zum Apparat.

Nach wenigen Augenblicken meldete sich Bolle.

„Tag Herr Bolle! Hier ist Billy Smith, der Trainer Ihres Pferdes. Ich bin eben in Berlin. Soll ich den Hengst für den Großen Preis von Berlin mit nennen?“



„Was tann er denn da gewinnen?“

„Bierzigtausend Mark!“

„Schöne Stange Gold! Hat er Chancen?“

„Warum nicht herr Bolle Ein Pferd läuft mal gut, mal schlecht.“

„Gut, Herr Smith, dann nennen Sie ihn mit.“

Der Trainer wandte sich Warner zu und sagte, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte: „Na, siehst du, Paul Der läßt den Hengst nennen. Die werden auf dem Unionklub lachen. Bringt immerhin ein paar Mark Rennungsgelder ein.“

Also wurde Karl der Große trotz allen Kopfschüttelns auf dem Unionklub für den Großen Preis von Berlin genannt.

Minna Bolle hatte nach der telephonischen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten beinahe einen Schlaganfall erlitten.

Eine But hatte sie im Leibe . . . oh, eine But! Es wäre dem guten Bolle schlecht gegangen, wenn er in Reichweite gewesen wäre.

Sie hatte kein Geld mehr zur Heimfahrt.

Sie mußte drum den sauren Weg gehen und ihre Juwelen beleihen lassen. Von den achthundert Mark, die sie auf die beiden Stücke, von denen sie sich trennte, erhielt, bezahlte sie ihre Hotelschulden und ließ packen.

Dann fuhr sie durch die sonnige Schweiz nach Berlin.

Hundertmal überlegte sie sich, wie sie den Gatten andonnern wollte, wenn er ihr gegenüberstünde. O, sie wollte ihm das Übergewicht ihrer Persönlichkeit spüren lassen.

Endlich lief der Schnellzug in Berlin ein.

In der Halle des Anhalter Bahnhof empfingen sie ihre beiden Töchter mit ihren Gatten und umarmten sie und küßten sie herzlich.

„Ach Mama!“ sagte Evelyne. „Ein Glück, daß du wieder da bist. Mit Papa ist es nicht mehr auszuhalten.“

„Ich werde schon alles in Ordnung bringen. Evy!“ sagte die Mama und sie stiegen in ein Auto.

Zu Hause angekommen, wurde die gute Mama umorgt von ihren Kindern und Schwieger söhnen, als gäbe es außer ihr nichts auf der Welt.

Das Dienstmädchen, das nicht sehr erfreut über das plötzliche Wiederauftauchen der Hausherrin war, brachte Kaffee und Kuchen.

Dann begann Frau Minna Bolle zu erzählen.

Was für noble Leute sie kennengelernt habe! Ein Comte Vittorino de Basado, ein direkter Verwandter des Königs von Spanien, habe sich sehr um sie bemüht. Sie habe ihm sogar einmal beim Spiel mit zweitausend Franken aus helfen können. Er sei ein charmanter Mann und habe ihr bei der Abreise erklärt, daß er sie in Berlin aufsuchen werde.

Oh, was hatte die gute Minna Bolle für noble Bekanntschaften gemacht!

Die Kinder ließen die Mutter ruhig erzählen. Endlich war die Gelegenheit zu sprechen gekommen.

Minna war eben am Schlusse angekommen und hatte ihren Töchtern und Schwieger söhnen die erschütternde Mitteilung gemacht, daß Bolle sich geweigert habe, Geld zu senden. Da erzählten die Töchter, daß es ihnen nicht anders ergangen war.

An dem armen Bolle blieb kein gutes Haar.

„Ja, und schuld an allem ist der neue Betriebsleiter bei Papa, ein Herr Große. Der ist Hahn im Korb bei Papa. Der hat alles eingerührt und ihm beigebracht, daß Papa jetzt so knausert.“

„Der Mann wird entlassen. Das werde ich Bolle schon beibringen. Am Ende hat er Bolle auch veranlaßt, daß er mir kein Geld mehr schickt?“

„Bestimmt hat er das getan,“ sagte Evelyne.

„Der Mann wird entlassen. Was sich so untergeordnetes Volk herausnimmt! Ich werde es Bolle schon klar machen!“

Schrippe trat zu Bolle herein.

„Neue Meldungen vom Kriegsschauplatz?“ fragte Bolle.

„Jawoll!“ sagte Schrippe. „Ich habe eben mit der Aujuste gesprochen. Minna ist inetroffen. Sie will in 'ner halben Stunde da sein. Josef hat schon Auftrag, daß er det Automobil anspannt.“

Bolle schmunzelte. Er fühlte sich kampfeslustig.

„Soll Minna komm' Aber, Schrippe, daß mir das mit die Telephongespräche klappt.“

„Alles in Ordnung, Aujust.“

Wieder verging eine halbe Stunde.

Dann steckte Schrippe wieder den Kopf herein. „Der Jes witter naht. Minna is vorjesahnt.“

Frau Minna kam angerauscht. Der gute Schrippe markierte Wiedersehensfreude, obwohl er Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen, denn Frau Minna glich in ihrem kurzen Röckchen, mit ihren Wurstbeinen und in dem hohen Hut einer Witzblattfigur.

„Schön Willkommen, Frau Bolle!“ grinste Schrippe.

Die Gattin des ehrsamten Bolle sah ihn durchdringend durch ihr Vornon an und sagte dann von oben herab: „Ich bitte Sie, Herr Schrippe, sich künftighin bei der Anrede der gnädigen Frau zu bedienen.“

„Was meen Sie, Frau Bolle?“

„Sie sollen gnädige Frau zu mir sagen, Herr Schrippe. Das gehört sich. Und . . . das Duzen zwischen Ihnen und meinem Manne hört auch auf. Ich möchte darum gebeten haben.“

Dann wandte sie sich ungnädig von dem Verdatterten ab und betrat das Allerheiligste ihres Gatten.

Sie fand Bolle mit einem breiten Schmunzeln auf sie warten.

Das Schmunzeln hatte sie selber hervorgerufen, denn er hatte ihre Auseinandersetzung mit Schrippe gehört.

Er erhob sich und trat ein paar Schritte näher.

„Schön willkommen, Minna. Na, biste endlich wieder daheim. Alte? Hast dich lange genug in der Weltgeschichte rumgedrückt.“

Frau Minna fand im Augenblick keine Worte. Sie hatte gedacht, ihren Gatten wie sonst, verschüchtert und ängstlich vorzufinden. Statt dessen schmunzelte er über das ganze Gesicht.

„Warum hast du mir kein Geld geschickt?“ fragte sie kurz. „Warum?“ strahlte er weiter. „Weil ich für solche Reiserereien kein Geld mehr habe.“

„Sol' kein Geld! O, das ist unerhört. Der Gattin des Millionärs August Bolle wird zugemutet, daß sie zwei Ringe versehen muß. O, ich weiß nicht, ob du das je wieder gut machen kannst.“

„Hat sich was mit Millionär, Alte!“ sagte Bolle plötzlich ganz ernsthaft. „Ich war mal ein halber. Denkst du denn, ich kann in dem Tempo verdienen, wie ihr es alle zusammen hinaus schleudert?“

„Empörend! Du solltest froh sein, wenn ich und unsere Töchter und Schwieger söhne dir die Arbeit des Repräsentierens abnehmen.“

„Arbeit des Repräsentierens! Das ist schön gesagt! Ein Mundwerk hast du, Minna . . . alle Achtung, ich kann das nicht so schnell aussprechen. Arbeit des Repräsentierens. Das ist eigentlich was für's Witzblatt.“

„Ich verbitte mir deine Anzüglichkeiten! Du wirst nie Kultur besitzen!“

„Kultur? Minna, sage mir mal, was Kultur ist. Wenn das, was du hast, Kultur ist, dann ist nicht viel damit los. Aber wir wollen uns jetzt nicht zanken. Das mit dem Geldausgeben wird anders. Bis jetzt war ich ein Waschlappen, aber nun hört es auf. Denkst du denn, ich lasse mir die Firma, die ich geschaffen habe, von euch ruinieren?“

„Uebertreibe nicht so maßlos! Ich weiß schon, wie es steht. Die Einnahmen der Firma erlauben uns ohne weiteres, daß wir so weiterleben wie bisher. Oder stimmt das nicht?“

„Doch! Die Firma ist jetzt wieder auf der Höhe. Wir schlachten jetzt die Woche fünfhundert Schweine. Und es wird noch besser. Die Einnahmen erlauben es. Aber . . . ich erlaube es nicht mehr. Ich, August Bolle, der die Firma gegründet und bis zum heutigen Tage fortgeführt hat, ich erlaube es nicht mehr.“

Frau Minna war einen Augenblick starr, dann aber brach es los.

Der Ausbruch eines Bullans war nichts dagegen. Frau Minna war ein rethorisches Wunder. Sie brachte es fertig, eine volle Viertelstunde zu sprechen in einem Tone und in gleichbleibender Erregung, daß Bolle nicht zu Worte kam.

„Ich verlange, daß der unverschämte Kerl, dein neuer Betriebsleiter, entlassen wird. Das verlange ich, und du sollst mich kennenlernen, wenn dem nicht entsprochen wird. August, du kennst mir!“

Bolle schmunzelte innerlich.

Scheinheilig sagte er: „Na schön, Minna. Aber du mußt ihm das selber sagen. Ich traue mir's nicht.“

Minna sah ihn an, als habe sie ihn nicht recht verstanden.

„Aber feste. Ich werd' ihn schon zum Teufel jagen!“

Bolle grinste niederträchtig.

(Fortsetzung folgt).



# Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

## 7. Von Athen nach Port Said und Kairo.

Am Sonnabend, dem 13. April, vormittags begab ich mich noch einmal mit einer kleinen Gruppe zur Akropolis, um von der gestern dort gemachten allgemeinen Aufnahme ein Bild zu erhalten; da wir aber den Photographen nicht auffinden konnten, leisteten wir uns am Fuß der Akropolis eine neue Photographie und dann noch eine zweite vor dem Zeustempel, auf der wir auch einen griechischen Soldaten und drei Jungen sich verewigen ließen. Bald nach dem Mittagessen brachten uns die Autos durch den zwischen Athen und dem Meere gelegenen Stadtteil Piräus nach dem Hafen; unterwegs war es sehr windig; möglich, daß ich mir hier meine Heiserkeit geholt habe, die mich auf dem Schiffe drei Tage lang quälte, so daß ich mich kaum verständlich machen konnte; schließlich wurde ich ihrer nach reichlichem Gebrauch von Eufaltpuspastillen Herr. Im Hafen erwartete uns die erste Enttäuschung unserer Reise; wir hatten vor dem Dampfer über eine Stunde auf die Erledigung der Passformlichkeiten zu warten, und als wir endlich auf das Schiff gelassen wurden, bekamen wir nicht, wie uns versprochen war, eine Einzelkabine, sondern mußten durchschnittlich 3—4 in einer Kabine hausen; selbst Bischof Otoniewski wohnte zusammen mit Prälat Alos. Zudem war von unserem Reisebüro Francopol (Nizza) — ihm hatte die Kanzlei des Primas die Ausführung des Reiseprogramms anvertraut — nicht ein ausschließlich für Passagiere bestimmter Dampfer gemietet worden, sondern einer mit Frachtbeförderung; darum sollte auch unser Schiff — es gehörte der Linie Rhevivial Mail, trug den Namen Koda und war aus London gebürtig — nicht nach Alexandrien fahren, wie es in unserem Plan stand, sondern nach Port Said, dem Nordpunkte des Suezkanals. Da auch das Essen zwar reichlich, aber nicht sehr schmackhaft war, es gab z. B. gefochte Gurken, so hatten wir eine ganze Reihe Beschwerdepunkte, die uns den Humor verdarben. Aber schließlich verjöhnte uns die überaus ruhige See mit allen Widerwärtigkeiten, und wir gaben uns gern dem beruhigenden Einfluß hin, den eine solche Meerfahrt auf die strapazierten Nerven ausübt. Wenn trotzdem einige wenige von uns von der Seekrankheit befallen wurde, so war wohl mehr ihre ängstliche Innenswelt daran schuld als die während unserer Fahrt recht harmlosen Wellen des Mitteländischen Meeres. Berechtigter war die Furcht vor etwaigen Krankheiten, denen wir in Ägypten zum Opfer fallen konnten; darum forderte der Arzt uns auf, uns von ihm impfen zu lassen; ich machte damit den Anfang, aber nur wenige folgten meinem Beispiel; übrigens erwies sich diese Vorsichtsmaßregel als überflüssig.

Der 14. April war ein Sonntag. Um unserer religiösen Pflicht genügen zu können, las Bischof D. in dem zu einer Kapelle verwandelten Speisesaal eine hl. Messe, während der die schönen Melodien polnischer Kirchenlieder erklangen; auch eine Predigt wurde gehalten. Es war das eine Weihstunde, wie sie auf einem Schiff nicht allzu oft wiederkehrt. Unterdessen waren wir an manchen der Kykladeninseln vorbeigekommen; gegen 10 Uhr fuhren wir bei schönem Wetter an Kreta vorüber. Um diese Zeit hielt Dr. Archutowski, Professor der biblischen Wissenschaft an der Universität Krakau, einen Vortrag über die Geschichte Palästinas; dieser Herr war unser wissenschaftlicher Berater, besonders in Palästina, von dem er infolge mehrmaliger Besuche eine genaue Kenntnis besaß.

Am folgenden Tage, Montag, dem 15. April, machte Professor Rowalski die Pilger mit der Lage und den hl. Stätten Jerusalems bekannt. Gegen Mittag war es noch unentschieden, wo wir landen würden, in Alexandrien oder in Port Said. Endlich klärte sich die Sachlage dahin auf, daß wir auf Port Said zuhalten und von dort 1/2 Uhr abends mit der Bahn nach Kairo fahren sollten. Auf diese Weise erlitt unser Programm wenigstens keine Verschiebung; denn auch in ihm war die Ankunft in Kairo für Montag abend festgesetzt. Schon nähern wir uns Port Said, das seinen Namen zum Andenken an den tüchtigen Biszefönig Said (1854—1863) trägt, der den Bau des Suezkanals aufs kräftigste förderte. Der erste Gruß Afrikas wird uns von Ferdinand Lesseps, dem Erbauer des Suezkanals († 1894), zuteil, dessen 6,80 m hohes Standbild weit hin sichtbar ist; etwas südlicher erhebt sich der 56 Meter hohe Leuchtturm. Bald zeigte sich auf unserem Dampfer ein unterlegtes mit einem Tropenhelm bedecktes Männlein, dem unsere Weiterbeförderung anvertraut worden war. Die Reisegesellschaft taufte ihn, wie ich übrigens erst auf der Rückreise in Lemberg erfuhr, Bela Kuhn; auch Zyklop wurde er genannt; lehtere Benennung war angesichts seines geringen Wuchses schwerlich berechtigt, aber die erste; denn er sah etwas finsteraus, war aber sonst recht tüchtig. Unser Gepäck, über dessen Weiterbeförderung wir zunächst im unklaren waren, ließ er über den Schiffsrand in ein Motorboot gleiten; wir bestiegen es mit Hilfe einer Schiffstreppe, um hinüber zum Zollamt zu fahren.

So waren wir endlich im Morgenlande, auf dem Boden Ägyptens, und damit in einer ganz neuen Welt. Das merkten wir bald an dem wilden Geschrei der nach unserem Gepäck halsenden Träger: vier Wochen sollte es uns

immer und immer wieder in die Ohren gellen. Glücklicherweise machten die Zöllner nur Stichproben; so mußte der Art, Dr. Rydlewski, seinen Koffer aufmachen; ich blieb, gottlob, von dieser Maßnahme verschont. Nach Erledigung der Zollmanipulationen wurde das gesamte Gepäck auf einen Wagen gekürrt und nach dem Bahnhof gefahren; den Reisenden waren einzelne Autos und Droschken zur Verfügung gestellt, um deren Besitzergreifung man sich aber recht tummeln mußte, dabei in einem fort von den zudringlichen Anpreisern verschiedener Waren undrängt. Unsere Fahrt durch die über 100 000 Einwohner zählende Stadt dauerte nicht lange. Raum waren wir am Bahnhof angelangt und jeder im Besitz seines Gepäcks, ging der Zug um 1/27 Uhr los. Ich fand nach längerem Suchen einen Platz im Abteil des Bischofs, der zur Feier unserer Ankunft auf afrikanischem Boden eine Flasche griechischen Weines entlockte und uns auch mit Apfelsinen bewirtete. Bei unserem Abteil hatte ein mit einem Gewehr bewaffneter englischer Soldat Posten gefaßt, so daß es den Anschein hatte, wie wenn er eine Ehrenwache für den Bischof sein sollte. Diese Vermutung bestätigte sich jedoch nicht, wie Prälat Alos, der sich mit ihm in ein Gespräch in englischer Sprache einließ, erfuhr; er stand nur zufällig da, war aber übrigens ein Katholik. Beim Abendbrot im Speisewagen fiel mir auf, daß der Apollinarisbrunnen, der bekannte Säuerling aus dem Rheinland, eifrig empfohlen war; auch bei der Einfahrt in den Hafen hatte ich diesbezügliche Reklameschilder gesehen; jetzt erfuhr ich aus der Speisekarte zu meiner Ueberraschung, daß der Brunnen von Anfang an in französischem Besitz gewesen sei. Unsere Fahrt ging zunächst am Suezkanal entlang bis Ismailia; dann bogen wir nach Westen ab zum Lande Gosen, aus der hl. Schrift als Aufenthaltsort der Kinder Israels bekannt. Gegen 11 Uhr kamen wir in Kairo an, der größten Stadt Afrikas und der arabischen Welt (1927: 1 059 824 Einwohner). Wieder umtoste uns am Bahnhof unsagbares Geschrei; wieder mußten wir um die Fahrtgelegenheit kämpfen, doch schließlich wird alles überwunden, und wir kamen glücklich im stattlichen und geräumigen Nationalhotel an. Nachdem ich mich an einer Flasche Sodawasser mit Whisky für 8 Pfaster = 4 Floty erfrischt und in den Besitz des inzwischen angekommenen Gepäcks gesetzt hatte, bezog ich mit Herrn Czeszewski das neue Quartier, einen schönen großen Raum; als Schmid hing in ihm ein Strohbock: Aus der sächsischen Schweiz.

(Fortsetzung folgt.)

## Wehe, wenn sie losgelassen . . . !

Wehe, wenn sie losgelassen aus dem Gefängnis oder Zuchthaus, die routinierten Heiratschwinder, um sich aufs neue ihre Opfer zu suchen . . . und zu finden. Denn die Dummen werden nie alle. —

Zwar sind es durchaus nicht immer Dumme, die auf den Grafen Soundso oder den Kaufmann Ppsilon hereinkommen. Der Heiratschwinder findet seine Opfer in allen Kreisen, bei hübschen und häßlichen, jungen und alten, Klugen und dummen, armen und reichen Frauen. — Aber er muß sein Handwerk verstehen — und das tut er meistens aus dem Effeff.

Anfangen tut's meistens so: In einem Zeitungsinsert sucht ein solider (H) Herr die Bekanntschaft einer etwas vermögenden Dame, die über ein reiches Innenleben verfügt, zwecks späterer Heirat. Und es finden sich Lämmer zu dem Wolfe . . . Die Heiratskandidatinnen mit reichem Innenleben melden sich zu Dutzenden, von denen dann einige „Ausgewählte“ zum Rendezvous bestellt werden mit der Versicherung, daß gerade „ihr“ Brief unter den vielen „ihm“ wie aus dem Herzen geschrieben ist. Und dann wird „sie“ nicht die „Eine, die Feine“, — — sondern die Eine — von vielen! — Davon hat sie aber vorläufig noch keine Ahnung, sondern das Rendezvous findet programmäßig statt. „Er“ ist, wie man erwartet hat, ganz was fürs Herz. Vielgereist, nicht schön, aber interessant, — und vor allen Dingen ein erster Heiratskandidat. Die Verlobung wird mit Jubel und sehr viel Wein gefeiert, Wohnungen werden besichtigt, und die Aussteuer wird gekauft. Es ist beinahe so weit, da kommt der arme Liebende in Geldschwierigkeiten. Zwanzigtausend Mark könnte er verdienen, wenn er bis morgen zehn Tausend einzahlte. Ja, wenn . . . Ausgerechnet muß ihm in diesem günstigen Augenblick das Geld ausgehen. Die holde Braut ist ergriffen und sofort bereit, ihm zu helfen. Er bekommt die erhofften Zehntausend. Und siehe da, die zehntausend Emm verschwinden auf Nimmerwiedersehen — — und „Er“ mit. Sie rennt zur Polizei und erstattet Anzeige. Soffentlich tut sie es. Denn es könnte auch



sein, daß sie sich schämte, ihre Tiede einem Unwürdigen geschenkt zu haben. Aber meistens ist der Schlußakt der, daß sie einige Zeit später mit mindestens acht bis zehn andern Bräuten zusammen vor die Schranken des Gerichts tritt und den einst Geliebten auf der Anklagebank sitzen sieht. —

Leider steht der Heiratschwindel in üppigster Blüte. 10 Prozent aller Frauenselbstmorde werden durch Heiratschwindel verursacht. Denn der Heiratschwindler macht auch vor den ärmsten Geschöpfen nicht halt, mit denen es das Schicksal nicht gut meint, die einsam, arm und häßlich sind. Im Gegenteil. Sie sind ihm oft die gefügigste Beute. Die Aussicht zu heiraten und vom Kampf ums tägliche Brot befreit zu sein, der immer schwerer fällt, je mehr das Alter vorrückt, blendet sie, und sie merken nichts von dem Betrug, der sie umgarnet. Solche Frauen geben ohne Zaubern ihren Notgroßen hin, wenn der einzige Mensch, den sie auf der Welt haben, in Not gerät. Und wenn der Spargroschen erschöpft ist und damit die Liebe des Verlobten, wenn sie die graufame Wahrheit erfahren, daß sie einem Heiratschwindler ins Garn gegangen sind, . . . dann ist wohl schon manch eine still den letzten Weg gegangen, weil sie zu schwach war, um einmal den Kampf ums tägliche Brot den Kampf mit den Sorgen des grauen Alltags aufzunehmen.

Und wer sind die Heiratschwindler? Ehrlose Huben, die keine Lust zu redlicher Arbeit haben und gewissenlos mit Ehre, Leben und Gesundheit ihrer Mitmenschen spielen, um sich ihr Leben genußreich in ihrem Sinne gestalten zu können.

Irmgard Taschenberg.

**Der Mißbrauch der Zeit — anderer.**

Die Zeitbestimmungen und -einteilungen der Menschen, die außerhalb des eignen Familien- oder Pflichtenkreises stehen, erwecken meist nur ein geringes Interesse. Man nimmt ohne weiteres an, daß diejenigen, die sich weder nach dem Stundenplan schulpflichtiger Kinder noch nach den Bürozeiten des Mannes oder des eignen Berufs richten müssen, unumschränkte Herrscher ihrer Tage sind, die zu füllen und voll auszuwerten ihnen schwerfallen müßte. Das scheinbare „Ungebundensein“ gilt vielen nur als eine verschleierte Form des Nichtstuns, die geradezu herausfordert, die Hilfe solcher Unbeschäftigten bei jeder Gelegenheit als selbstverständlich in Anspruch zu nehmen. Zeitraubende Gänge, das Entwirren knifflicher Angelegenheiten, Stellvertretung in der Kinderstube und sonstige „kleine“ Gefälligkeiten werden freundschaftlichst erbeten („Sie können das so schön in Ruhe erledigen“) und, wenn abgelehnt, mit mild-verzeihendem Lächeln gebucht („Die Leute, die nichts zu tun haben, sind immer die ungeschicktesten“).

Die Frage: wer hat heutigentags „nichts zu tun“, kommt den meisten Menschen, die nur greifbare Arbeit bewerten können, überhaupt nicht in den Sinn. Die allgemeine wirtschaftliche Lage sollte ihnen zwar zu bedenken geben, daß auch der Nachbar, der nicht um 8 Uhr morgens in der Kanzlei sein muß, oder die Dame im Gartenhaus ohne Arbeit das tägliche Brot nicht haben. Freie Berufe sind in den Augen dieser Engsichtigen doch nur ein Zeitverreib, so wie Heimarbeit keine Schädigung durch gelegentliche Unterbrechung erleidet. Was dem einen das kostbare Tageslicht und dem andern die Stille der Abend- oder Nachtstunden bedeutet, bleibt ihren stumpfen Seelen verschlossen. Sie kommen und schwächen und klagen über Dinge, die nur für sie von Belang sind. Ihretwegen stockt der Gang der Nähmaschine („nur ein halbes Stündchen“), ihretwegen muß der Aufbau einer Gebankarbeit unterbrochen werden, ihr Mitteilungsbedürfnis zerreißt den Faden einer langgesuchten Ideenverbindung, aber sie merken nichts, sie besitzen keinerlei Feingefühl, sie stellen herzlichst ihren baldigen Wiederbesuch in Aussicht und gehen befriedigt von hinnen. Ohne Ueberlegung spielt der eine mit den kostbaren Minuten des andern, hält die Stunde einer Verabredung nicht inne oder sagt sie nicht rechtzeitig ab, bleibt „nur“ 10 Minuten länger als vereinbart in einer Unterrichtsstunde und raubt damit dem Lehrer eine kurze Erholungspause . . . was schadet das?!

Am eignen Leibe aber empfinden diese Gedankenlosen die geringste Vergeudung ihrer Zeit als eine unerhörte Rücksichtslosigkeit. Dann sind sie die Geschädigten, die Belästigten . . . um bei der nächsten Gelegenheit in ihren alten Fehler zurückzufallen.

Das größte Unterseeboot der Welt gehört den Amerikanern und hat eine Länge von 104 Metern. Seine Tonnage ist anderthalbmal so groß als die des Handelsunterseebootes „Deutschland“. Das amerikanische U-Boot kann eine Fahrt um die halbe Welt machen, ohne neuen Brennstoff für die Motoren einnehmen zu müssen.

Im „**Goldenen Hufeisen**“, dem Zuschauerraum der Newyorker Metropolitan-Oper, trifft man die reichsten Leute der Welt. Jetzt gerade hat auch in Amerika die Saison begonnen. Ueber diese „**Oberen Vierhundert**“ berichtet ein Bilderartikel in der neuesten Nummer der „**Münchener Illustrierten Presse**“ (Nummer 48). In dem gleichen Heft behandelt ein Kapitel aus dem deutschen Bauernleben die hübschen Bilder am Viehmarkt in Obergurgl. Aus dem Inhalt dieser Nummer nennen wir noch die Bilderfolgen: „**Köpfe als Andenken**“, merkwürdige Trophäen aus Südamerika und Ozeanien, „**Schienen auf 3400 Meter Höhe**“, eine Fahrt über die Anden, sowie eine Menge interessanter Bilder zur Zeitgeschichte.

Ein „**königlicher**“ Preis. Friedrich Wilhelm I. besuchte eines Tages auf einem Spaziergange, den er ohne Gefolge unternahm, seinen Hofgoldschmied in der Heiligegeiststraße zu Berlin. Im Hausflur schmiedete es lieblich nach kräftiger Hausmannskost, wie der König sie liebte. „Was gibt es heute?“ fragte er die Hausfrau. — „Grüne Bohnen mit Hammelfleisch.“ — „Kann ich mitessen?“ — „Sehr gern, Majestät.“ — Nach dem frugalen Mahl erkundigte sich der König, was es koste. „Sechs Dreier — für einen Groschen Hammelfleisch und für einen Dreier Bohnen.“ — Als bald darauf der sehr sparsame König bei seinem Koch dasselbe Gericht bestellt hatte und auf der Rechnung dafür einen Taler angefordert fand, schimpfte er heftig mit dem Koch und rief: „Unsinn! Ich weiß es besser. Sechs Dreier kostet es!“

**Kostenlose Arztbehandlung.** Von Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, dem berühmten Theologen und Professor der Universität Berlin (gest. 1834), erzählte ein Zeitgenosse, der ihm im Leben nahestand, folgende Anekdote: Schleiermacher erkrankte einmal und ließ sich von dem ebenfalls berühmten königlichen Leibarzt Dr. Gräfe behandeln. Als ihn dieser wiederhergestellt hatte, sandte ihm Schleiermacher ein höfliches Briefchen, in welchem er sich für den ärztlichen Beistand bedankte und den Herrn Doktor bat, die vier Louisdor, welche dem Schreiben beigelegt waren, als eine kleine Erkenntlichkeit für die gehabte Bemühung von ihm anzunehmen. Tags darauf kamen die Geldstücke an den Absender zurück, und zwar mit folgenden Zeilen: „Arme kuriere ich umsonst, Wohlhabende zahlen nach der Medizinaltaxe, Reiche honorieren mich nach Belieben anständig.“ Auf diese lakonische Erklärung antwortete Schleiermacher nicht minder lakonisch: „Die vier Louisdor zurückhalten zu haben, bedenkt mit Dank — der arme Schleiermacher.“

**Vorbeugend.** Der ewig wichtige Schriftsteller Mark Twain wußte — im Gegensatz zu so vielen anderen feinen Meistern — den Humor auch gegenüber den kleinen Widrigkeiten des Alltags zu bewahren. — An seinem Geldschrank hing z. B. Tag und Nacht ein Zettel mit folgender Aufschrift: „Den Herren Dieben zur Kenntnis! — In meinem Geldschrank finde ich selber keinen einzigen Dollar; auch Sie werden daher nichts finden. Aber in die Speisekammer sollten Sie gehen, dort finden Sie genug zu essen und zu trinken. Nehmt davon, ihr Meister der geheimen Kunst, so viel ihr wollt, doch wecht mich nur nicht auf durch euren Lärm!“

**fröhliche Ecke.**



**Humor des Auslands.**

**Schiffbrüchige.**

„Aber Hans, ich verstehe nicht, wie du so ruhig liegen kannst. Hast du nie davon gelesen, daß Schiffbrüchige auf ihrem Eiland ein Haus bauen, ein paar Raubtiere erlegen und schließlich die Insel für ihre Regierung annekterten?“  
Tattler.